

Eltern haften für ihre Kinder

Er fand die Larvenhülle an dem Tag, als im Bauzaun plötzlich eine Lücke klaffte. Jemand hatte das Stahlrohr aus dem Betonsockel gelöst und ein Stück zur Seite geschoben. Die Spur einer Schubkarre führte hindurch und verlor sich in der Baugrube, die er bisher nur als ausgebagertes Abseits am Straßenrand wahrgenommen hatte, eine Leerstelle in der Kette der Häuser, die abrupt abbrach und in einem Abgrund endete, an dessen porösen Rändern der Verkehrslärm versickerte, metallisches Gellen von Straßenbahnradern, Hupsalven, das ewige Dröhnen der Stadt. Auf unzähligen Schulgängen war sein Blick über das Drahtgitter geschrappt, ohne je hindurchzudringen, ohne das Loch dahinter zu sehen, eine offene Wunde zwischen den Hauswänden, auf die sich der gelbe Himmel drückte wie ein dreckiger Mull. Das Loch war groß, eher riesig, der wuchtige Klotz der Stadtbücherei, das Betongerippe des Parkhauses gegenüber und sogar die kleine verlorene Cäcilienkirche, die über der Böschung kauerte wie ein letztes Bollwerk der Hoffnung gegen die Wüste, hätten darin Platz gefunden. Löcher in dieser Stadt waren durchaus nichts Ungewöhnliches, sie taten sich, von Zäunen schlampig gesichert, überall in den Straßen auf, quetschten die parkenden Autos an Mauern und Poller, häuften vor Haustüren Ungetüme aus Pflastersteinen auf und drängten die Passanten vor die schlingernden Stoßstangen; ihm schien, als würde die Stadt seit einiger Zeit mehr in die Tiefe als in die Höhe wachsen.

Wenn er an der Absperrung entlanggegangen war, den täglichen Heimweg von der Schule im Mauritiusviertel zum Waidmarkt, schläfrig, die halb geschlossenen Augen voller Nachmittagsträume und Lateinvokabeln, war dahinter immer eine Stille gewesen, die nicht dazugehörte, ein Getto verbannter Geräusche, in dem vielleicht nur die durchs Leere geisternden Echos hausten, das unablässige Rieselndes Sandes, verborgenes Gesicker, der Wind in den Höhlen unterspülter Fundamente, Dinge, die man kaum hörte geschweige denn sah. Am Ende der gesicherten Wege begann das Kleinteilige und Unberechenbare, doch die Baugitter lenkten den Blick entlang der äußeren

Ordnung, und wo er ins Rutschen geriet, schaute man in dieser Stadt nicht so genau hin.

Jetzt aber war dort plötzlich das Loch, so unübersehbar und gewaltig, dass er sich fragte, wie er je daran hatte vorbeigehen können. Er blickte sich um und stahl sich durch die Lücke. Ihm war, als risse der Lärmstrom der Straße augenblicklich ab, nur das Blut, das die Aufregung in seinen Kopf pumpte, pochte in seinen Ohren. Er kannte das Gefühl vorübergehender Taubheit vom Tauchen, doch jetzt schien ihm der Pfropfen im Gehörgang noch dichter, wie Sand. Niemand schien ihn bemerkt zu haben, die Menschen hasteten am Zaun entlang, über den ausgetretenen Boden gewohnter Pfade, auf ihren Wangen glomm das Licht einer zaudernden Märzsonne, entlockte den Ritzen der aufgebrochenen Erde das Glitzern von Tau. Die Stadt hinterm Gitter war hier, wenige Fußbreit entfernt, fast unwirklich, lag weitab in der flimmernden Peripherie eines angehaltenen Augenblicks, der sich über die Grube spannte wie eine Kuppel aus Glas und den Blick an fallenden Linien nach unten lenkte, über die kleinen Kaskaden aus jungem Gras, das an der Abbruchkante wuchs und die tiefen Regenwasserfurchen säumte wie Grind. Durch eine zerschlitzte Plastikplane, die einmal etwas geschützt hatte und nun nutzlos herumlag, bohrte sich Löwenzahn. Die Bagger waren längst abgezogen, ihre Ketten hatten Rillen in der Erde hinterlassen, Profile einstiger Geschäftigkeit, in denen sich Staub sammelte, angewelter Müll, Wassertropfen, welke Blätter. Er wusste nicht, wie oft er schon am Zaun entlanggelaufen war, ohne zu sehen, dass dahinter noch immer kein Kran, nur die Zeit arbeitete mit ihren unaufhaltsamen Händen, jetzt, da er den rastlosen Straßen entkommen war, schienen es ihm Monate, Jahre, er hätte irgendwann den Kopf gehoben und sich über den steilen Wald gewundert, der aus der Tiefe wucherte und mit seinen Wurzeln die Stadt untergrub.

Seine Schuhe traten kleine Erdrutsche los, schürften neue Spuren in den Abhang, wenn er jetzt verschüttet würde, dachte er, könnte man ihn anhand der Fußabdrücke identifizieren oder durch ein Stück Haut an dem Pfeiler, wo er mit ausgestreckten Händen zum Stehen kam. Es war eine nackte Stützmauer, die aus dem Schlamm ragte und nichts trug als die Last des tiefen Himmels und die

Idee eines Hauses, die ihm von hier aus, der Ebene der Keller, Kanäle und Ratten, längst verworfen schien, und für einen Moment war er sich nicht sicher, ob der Träger ein Grundstein oder der letzte Überrest einer Ruine war. Das Wasser, das sich in einem kleinen See gesammelt hatte, war braun und von öligen Schlieren bedeckt, Wolkengesichter spiegelten sich darin, der Turm der Kirche als schiefe Säule, an den Ufern die Zackensilhouette der Stadt.

Die Larvenhülle klebte auf halber Höhe des Pfeilers. Er sah sie erst, als sein Atem sich wieder beruhigte und ihn die Stille, die hier unten herrschte, mit einem Gefühl von Fremdheit und Erwartung erfüllte, das den Blick bündelte wie das Scharfstellen eines Objektivs. Sie hatte die Farbe der Sandspritzer auf dem Beton und war doch die einzige vollendete Form in dem Chaos aus Erde, Steinen und brachliegenden Beschlüssen. Jedes Detail der Libelle, die daraus geschlüpft sein musste, zeichnete sich millimetergenau auf der pergamentenen Haut ab, die Segmente des stabförmigen Körpers, sechs lange dreigliedrige Beine, die Mundwerkzeuge, sogar der Ansatz der vier Flügel. Am Kopf bildeten zwei durchsichtige Blasen den Hohlraum für die Facettenaugen, dahinter, am Rücken, war die Hülle aufgeplatzt, fing den Wind in einem winzigen Spalt. Für einen Moment glaubte er, die Qual, mit der sich das Insekt aus dem passgenauen Modell seines zukünftigen Lebens gezwängt haben musste, als ungeduldiges Zucken in den eigenen Gliedern zu spüren; im Biologieunterricht, erinnerte er sich, hatte er gelernt, dass eine Libellenlarve mehrere Jahre im Wasser verbringt, bevor sie an einem Ast oder Halm hochklettert und sich aus dem Gefängnis ihrer Kindheit befreit. Als er mit gespitzten Fingern nach der Hauthülle griff, setzte ein Luftzug die Bewegung seiner Hand in kleinen Wellen auf dem Wasser fort und stürzte das Spiegelbild der Stadt; er hörte plötzlich wieder das Brausen des Verkehrs, eine Straßenbahn, Gehupe, dann verklangen die ziellosen Echos über der Grube in einem fernen, dumpfen Grollen.

Das Loch erschien ihm beim Aufstieg längst nicht mehr so tief, vielleicht, weil der Himmel noch niedriger geworden war, gelber, staubig fast. Er klopfte sich den Dreck von den Schuhen, sah sich um und schlüpfte durch die Lücke auf die Straße, unter die tadelnden Augen eines Passanten. Er fühlte sich ertappt und

wusste nicht, bei was. Sirenengeheul schlug über ihm zusammen, Polizeiautos rasten mit Blaulicht vorbei, dann Feuerwehr, ein Krankenwagen. Er folgte der Kolonne mit den Augen, sie bog vor der Brücke ab, auf den Weg, den er immer nach Hause ging. Das Getöse erfasste seinen Körper, zog die Blicke der Menschen mit sich, ihre Schritte, schneller und schneller strömten sie am Bauzaun vorbei, während sich seine Hand langsam zur Faust ballte.

Er hatte die Larvenhülle im letzten Moment doch nicht abgepflückt. Er hatte das Gefühl gehabt, etwas zu zerstören, was noch gar nicht da war, in einen Plan einzugreifen, der sich nur in seiner Abwesenheit verwirklichen konnte. Er hob das Stahlrohr des Gitters an und steckte es in den Sockel zurück, leise, fast ein wenig beschämt, so, wie man eine Tür schließt, hinter der jemand schläft. Dann riss die Stadt ihn fort in den seltsam verdunkelten Nachmittag.

© Gunther Geltinger, 2010

Der Text entstand im Rahmen des Kunstbuch-Projekts „Schatzkammer. Das neue Museumszentrum in Köln“ unter der Initiative des Architekten Heiner Sendelbach. Eine Veröffentlichung ist in Planung.

Anfragen zum Autor und zur Veröffentlichung des Textes an:

Stiftung kunst:raum sylt quelle, Hafenstr.1, 25980 Sylt/Rantum, 04651/920314,
www.kunstraum-syltquelle.de, Stichwort: Inselschreiber